

AUSLESE

Pfleger und Sammler

Wir wissen alles, und das ist zu viel. Und seit wir im Netz surfen, wissen wir viel zu viel. Also tritt an die Stelle enzyklopädischer Vollständigkeit das Sammelsurium. Es spiegelt in Absurditäten das Absurde unseres Faktenoverkills wider. So etwas hat sich der Londoner Fotograf und Werbemensch Ben Schott gedacht, als er zu Weihnachten schön gestaltete listige Listen verschickte. Die wurden weitgereicht, und bald hatten die Briten einen Bestseller: Handtaschenformat, schöne Gestaltung und verwirrender Inhalt. So blättert man sich durch Aufstellungen von Textilpflegesymbolen oder berühmten Belgiern, liest von Bikinialarmstufen, Schnürsenkellängen und Blutgruppenkompatibilitäten. Ordnet man alle Bond-Filme tabellarisch sauber nach Titel, Jahr, Schauspieler, Schurke, Girl und Auto, weiß man genug über ein ganzes Genre. Daten sammeln und pflegen, dann weisen sie irgendwann über sich hinaus – und auch zu solchem Ende taugt das gute alte Medium Buch am besten. **udr**

Neue Russen im alten Chaos

Alles geht in Russlands Literatur dieser Tage. Norm- und Tabubrüche jagen sich so, dass manche schon wieder nach Zensur rufen. Man darf alles sagen ohne Mitleid und Moral, auch ohne Geschmack, wenn man will. Viktor Pelewin ist der Man in Black auf der Spitze des Eisbergs. Stepan Michailow findet aus dem Zentrum irgendwann seine präzise Formel für alles: „Weil wir nun mal Schweine sind.“ Er ist der neue Russe im alten Chaos, hat etwas Finanzwirtschaft studiert, glaubt an die Zahlen und steigt wie aus Versehen auf. Hauptmann Lebedkin von der Abteilung internationaler Finanzterrorismus ist immer da, auf Anfrage sagt ein Wahrsager in verschwurbelten Sätzen, wie es weitergeht. Der hat im Gefühl, was gut ist, und so könnte es ewig laufen, träte ihm nicht in derselben Gewichtsklasse sein spiegelverkehrter Gegenspieler entgegen. Es jongliert hier ein Autor mit den großen Mythen Eurasiens und verschiebt die Paradigmen. Die Grundfrage lautet: „Wohin soll ich überweisen?“ **udr**

Märchenzeit

„Da ging eine Tür auf, der Wind ergriff die Tänzerin, und sie flog wie eine Sylphide direkt in den Ofen zum Zinnsoldaten, loderte in Flammen auf und fort war sie.“ Bei Hans Christian Andersen, der am 2. April seinen 200. Geburtstag feiern würde, wirkt das Poetische märchenhaft und das Märchenhafte poetisch. Seine Sätze tanzen, sind federleicht, ein Kinderlachen, grenzenlos naiv, beängstigend weise, realistisch surreal. Sie sind sehr viel, nur Kalendersprüche sind sie nicht. Oder doch? Im Hans-Christian-Andersen-Kalender des Dänischen Kulturinstituts werden sie nicht aus ihrem Zusammenhang gerissen, stehen nicht als Monolithen des Geistes verlassen und unbeachtet da. Kleine Auszüge aus Andersens phantastischen Märchen verzaubern. Und der Zauberer, der sie aus seinem Zylinder hexte, ist auf zahlreichen Fotos omnipräsent. Immer ein wenig lächelnd, immer ein wenig der Realität enthoben und doch stets weise. **LRA**

Schotts Sammelsurium. Konzipiert, verfasst und gestaltet von Ben Schott. Bloomsbury, Berlin 2004. 160 Seiten, 16 EUR.

Viktor Pelewin: Die Dialektik der Übergangsperiode von Nirgendwoher nach Nirgendwohin. Luchterhand, München 2004. 348 Seiten, 22,50 EUR.

Dänisches Kulturinstitut/ Royal Copenhagen (Hrsg.): Hans Christian Andersen-Kalender 2005. 12 EUR.

REISENOTATE Raoul Schrotts „Weissbuch“ versammelt poetische Nahaufnahmen des Fernwehs

Gedichte tragen Jagdröcke

JAN RÖHNERT

Es gibt kaum einen zweiten deutschsprachigen Dichter unserer Zeit, dem das Reisen derart zur Lebensform geworden wäre wie Raoul Schrott. Der Wahlspruch von Blaise Cendrars, dem großen französischen Globetrotter: „Quand tu Aimes, il faut partir“ (Wenn du liebst, musst du gehen) könnte deshalb genauso das Motto von Raoul Schrotts poetischem Reisefieber sein – was sonst als die Liebe wäre das Movens dauernden unbeständigen Umherstreifens zwischen den Kontinenten? Raoul Schrott defiliert zwischen den Längen- und Breitengraden des Globus wie Baudelaire auf den weiten Boulevards und dunklen Gassen von Paris flanierende.

In La Paz etwa notiert er sich aus einer Pindarschen Ode zur Natur des Dichters: „eine sehr eitle gattung von männern gibt es, die, gewöhnliche dinge verschmähend, ihre augen auf fernste dinge richten, leerer luft mit eiteln hoffnungen nachjagend“, was er im Gedicht daneben – einem Stück aus der Serie unter dem anspielungsreichen Titel „Szenen der Jagd“ – in folgenden Bildern vergegenwärtigt: „ein ventilator an der decke: klack klack · verspiegelte säulen/ bis zur bar ledersessel luster die vorhänge/ halb zu der kellner dabei gedecke wieder abzuräumen/ irgendwann dachte ich ich sähe dich da draußen/ es war dein schritt deine gestalt · aber in dieser blende// der fenster bleibt alles schwarzweiß . . .“

Was Schrott in seinem „Weissbuch“ zusammengetragen hat, sind jedoch mehr als bloße Reisesouvenirs oder Chroniken flüchtiger, anekdotischer Liebschaften des lyrischen Ich. Er präsentiert uns ein geräumiges, dabei streng symmetrisch konstruiertes Maison poétique, dessen Koordinaten sich auf „das Heilige, die Jagd und die Frau“ berufen – ein ehrgeiziges Programm, das er in sieben Hauptstücken mit insgesamt dreizehn „Triumphen“, Petrarcas „Trionfi“ nachempfunden, ausbreitet; die „Triumphe“ lassen sich wiederum auf sieben thematische Grundkonstellationen zurückführen: „Triumph des Todes“, „des Hungers“, „der Ewigkeit“, „der Reinheit“, „der Liebe“, „der Zeit“ und „der Jagd“.

Doch Raoul Schrott wäre nicht jener vitale, in Reise- und Liebesdingen versierte Poet, wüsste er die Erhabenheit der Titelkomplexe nicht mit der Unmittelbarkeit lebendiger Erfahrung aufzufüllen. Das Panorama der Petrarkaschen Zentralperspektive verwandelt sich bei ihm dank Brüchen, Spiegelungen, tele- wie mikroskopischen Verzerrungen zu einem Panorama unserer (post-)modernen Befindlichkeit: „etwas wie seele · ein kondom milchig auf dem boden“.

Obwohl er „das Heilige“ als Kategorie seines Erfahrungsmodus bemüht, geht es ihm um etwas ganz anderes als um Religio-

sität – eher ist er ausgezogen, eine Art von negativem Gottesbeweis mittels Poesie vorzulegen oder exemplarisch die Genese des „Heiligen“ aus den endlosen Metamorphosen des dichterischen Blicks, der poetischen Imaginationskraft heraus zu beleuchten. Deshalb stehen ihm auch die Antike, ja noch weit vor dem Griechentum angesiedelte Kulte und Religionen, die das Christentum als „heidnisch“ stigmatisiert, der Vielgötterei geziehen hatte, so nahe. Für Schrott entzündet sich in der Anthropomorphisierung angeschauter Welt die poetische Gestaltungskraft, eine Force créatrice, die zwischen profanem und sakralem Kult auf ungesichertem Terrain marodiert, indem sie auf neue Phänomene für ihre „Heilig“-Preisungen fokussiert.

So geschieht es, dass in diesen Gedichten die alltäglichsten Dinge und Regungen ihre Transsubstantiation erleben, ohne dass der Autor sich hinter der Maske des Alltagsmystikers verstecken müsste – Walter Benjamin sprach schon 1929 von der „profanen Erleuchtung“, um das, was „profane“ Autoren, ja Atheisten wie Joyce, Proust und die Surrealisten im Blick hatten, einzukreisen. Deshalb ist es falsch, Schrotts Poetik mit „formaler Strenge“ gleichzusetzen. Seine Gedichte folgen einer eigenen inneren Logik, „mittels deren einzelne Augenblicke re-

GLOBETROTTER:

Raoul Schrott wurde 1964 in São Paulo geboren und wuchs in Tunis, Zürich und Landeck/Tirol auf. Er lebt in Irland.

Foto: Isolde Ohlbaum

konstruiert werden“, wie er selbst schreibt. Und genau in diesen Augenblicken wird es ihm möglich, die klassische Konzeption des Erhabenen, wie sie etwa Winckelmann formulierte, trotz der heutigen Omnipräsenz des Chaotischen, Disproportionierten, Hässlichen, von neuem ins Spiel zu bringen, wie hier in einer Aufzeichnung aus Jakarta: „heillos im verkehr an der kreuzung vorne/ eine kirche · ich ging hinein nicht um eine figur/ gottes zu sehen sondern nur seine statue: die eiserne stirne// die er der welt bietet . . . die wundmale aufbrechend zum geschwürf// eitrig das herz zwischen zimt mangos einem kakerlak/ im schweiß der hitze das blut abblättern/ an den wangen · ins obszöne von farben zurück“.

Schrott ist schwerlich vorzuwerfen, dass er exotisiere – das Reisen selbst, als Existenzform, die poetisch aufgeladene Augenblicke evoziert, ist der Katalysator seiner

Poesie; und dies praktiziert er ebenso in Strophen, in denen das Ich, wie zuvor schon bei Heine, in der Verkleidung des schelmhaften Casanovas brandschatzend durch deutsche Lande zieht.

Die unvorhersehbare Vielfalt von Konstellationen, die Fülle in Poesie transformierter Momente, verleiht diesem „Weissbuch“ seinen Reiz, sodass man es immer wieder von neuem aufschlagen und die Hingabe an die Welt, mit der es hier ein Poet ernst meint, auskosten möchte. Während andere über den Schnee philosophierten, ist Raoul Schrott zwischen Äquator, Wendekreis des Krebses und dem Kreuz des Südens umhergereist, und nicht zuletzt machen daher astronomische Konstanten, die Ekliptik von Mond und Sonne, die Brechungen des Lichts, das Geflecht von Schatten, gekoppelt an eine „Liebe . . . die allem Lebendigkeit schenkt“, die unverwechselbaren Konturen seiner Lyrik aus: „ein seidenner weg über den ich mit/ meinem stock alles schmuggelte den/ ganzen kokon von worten · all das bunte das/ ich für dich gefunden hatte bis du mich/ endlich auch deinen marco polo nanntest“. □

■ Raoul Schrott: Weissbuch. Carl Hanser, München 2004. 188 Seiten, 17,90 EUR.

SPIONAGEROMAN Der erste Band von Javier Mariás' Trilogie endlich auf Deutsch!

Das intelligente Ohr

MICHAELA SCHMITZ

Javier Mariás, 1951 in Madrid geboren, ist einer der bedeutendsten Gegenwartsauteurs Spaniens. Seit seinem Welterfolg „Mein Herz so weiß“ ist er mit zahlreichen international wichtigen Preisen ausgezeichnet worden. Der erste Teil seiner neuen Romantrilogie „Dein Gesicht morgen“ mit dem Titel „Fieber und Lanze“ ist jetzt auf Deutsch erschienen.

Jaime Deza weiß mehr über die Menschen, denen er zuhört, als sie über sich selbst je erfahren werden. Seine Fähigkeit, das in der Persönlichkeit angelegte Potenzial vorauszu sehen, ist für ihn Gabe und Fluch zugleich, „Fieber und Lanze“ in einem. Jaime, Jacques oder Jacobo kann und muss zuhören, aufmerksam sein, interpretieren und erzählen. Das genau ist auch sein Schmerz, denn er weiß, „dass das bloße Geschehen uns kaum betrifft . . .“, wohl aber seine Erzählung . . ., die zwangsläufig ungenau, verräterisch, annähernd und . . . doch . . . das Entscheidende, das, was uns seelisch verstört.“ Genau deshalb ist Erzählen unvermeidlich mit Verantwortung und zwangsläufig mit Schuld verbunden. Das hohe, unmögliche Ziel der Welt ist daher Schweigen.

Scheinbar durch Zufall wird aus Jacobos Berufung ein äußerst ungewöhnlicher Beruf. Deza, der vor vielen Jahren in Oxford unterrichtet hat, kehrt von seiner Heimatstadt Madrid nach London zurück, um dort für Radio BBC zu arbeiten und Abstand von seiner zerrütteten Ehe mit Luisa zu gewinnen. Der befreundete emeritierte Hispanist

Sir Peter Wheeler lädt ihn zu einer Feier in sein Haus in Oxford ein, wo er ihn einem Mann mit dem sonderbaren Namen Tupra vorstellt. Herr Tupra bietet Jacobo eine Beschäftigung an. Als Mitarbeiter einer Gruppe des britischen Geheimdienstes MI6 nimmt er an zahllosen Verhören und Gesprächen teil.

Seine Aufgabe ist es, einzuschätzen, wie ein Mensch sich zukünftig verhalten wird, ob loyal oder als Verräter. Deza tut dort, was er immer getan hat: Er nimmt wahr, hört zu, deutet und erzählt. „Ich deutete – in drei Worten – Geschichten, Menschen, Leben. Oftmals noch ungeschehene Geschichten.“

Im Haus am Chervell-Fluss erfährt Jaime, dass der befreundete Professor früher auch der Gruppe angehörte und der greise Wheeler schon im Ersten und Zweiten Weltkrieg und während des Spanischen Bürgerkriegs in den Diensten der Spionageabwehr stand. Sein „beobachtender, analytischer, vorausschauender, deutender Geist, der ständig urteilt“, hat in Deza einen Gleichgesinnten erkannt und ihm den Posten bei Tupra vermittelt.

Der jetzt transparente historische Zusammenhang ruft bei Jacques seine mit dem Bürgerkrieg eng verknüpfte persönliche Familiengeschichte in Erinnerung. Wie viele andere in dieser Zeit wurde der Onkel damals Opfer der täglichen willkürlichen Tötungen in Madrid. Auch Dezas kommunistisch engagierter Vater war betroffen: Er wurde vom besten Freund und politisch Gleichgesinnten an die Franquisten ausgeliefert und entging nur durch einen glücklichen Zufall der sicheren Haftstrafe. Jacobo konnte nie verstehen, warum der Vater

nicht seine Gabe besaß, schon heute des Freundes „Gesicht morgen“ und damit seinen Verrat vorauszu sehen.

Der Vater hatte sich dagegen, obwohl er früh den „Fluch des Sprechens“ und das Verräterische der Erzählung selbst erfahren musste, bis ins Alter seine Naivität bewahrt. All das geht Jacobo durch den Kopf, während er mit Wheeler lange Unterhaltungen führt, in seiner Bibliothek nächtliche Recherchen treibt oder er sich allein im Londoner Großstadtpartement aufhält. Dort beobachtet er gleichzeitig aus seinem Fenster Passanten, den Verkehr und einen gegenüber wohnenden Freizeitanzler mit wechselnden Frauen.

Und er wartet auf Luisas Anruf und das ersehnte Telefonat mit seinen Kindern. Bis eines Abends eine unbekannte Frau an seiner Wohnungstür klingelt . . . So endet der erste Teil mit dem Beginn der nächsten Geschichte, einer neuen „Erzählung . . . die . . . im Grunde richtig ist und doch fast das Einzige, das zählt“.

Wie sein Protagonist Deza ist Autor Javier Mariás professioneller Beobachter und Zuhörer sowie exzellenter Deuter von Menschen und Erzähler ihrer Geschichten. Mariás vermittelt dem Leser in seiner charakteristischen, in Passagen auf bernhardsche Weise eindringlichen Sprache die Lust und den Schmerz des Erzählens. Und überzeugt damit, Menschen in den Mittelpunkt seiner Wahrnehmung und deren Darstellung ins Zentrum seiner Geschichten zu stellen. □

■ Javier Mariás: Dein Gesicht morgen. Klett-Cotta, Stuttgart 2004. 488 Seiten, 24,50 EUR.